

Hans Scharoun – Annäherungen an sein Werk  
Wohnheim in Breslau 1929–1990

»[...] ein Bauwerk, kühn um die Ecke herumgeworfen, das einem leibhaftigen Ozeandampfer auf das vollkommenste gleicht, mit Bullenaugen, Kajütenfenstern, Deck, Schott und Kojen, die Schornsteine nicht zu vergessen, der aber trotz Fluten der Jahreszeiten, trotz Stürmen, Schnee und Regen, trotz aller Wandlungen des Klimas in der Landschaft fest vor Anker liegen wird. Nur seine Bauweise wird dem Zauber von Übersee, dem Zauber fremder Völker und Meere, jeglicher Phantasie lebendiger und zukunftsgläubiger Menschen Vorschub leisten, vor allem aber wird sie dem Sinn gerecht werden, der in dem Lebenslauf, dem Wohnen hier auf dieser Erde, nur eine Reise sieht, die man auf einen anspruchlosen Raum, auf ein gemeinschaftliches »Miteinander in Beziehung stehen« am vollkommensten und sozialsten abwickelt.

Ja, mein Herr, ich sehe, Sie runzeln die Stirn, kommen wieder mit den Phrasen von »Überspanntheit« und »ausgeklügeltem Unsinn«. Ich kann es nicht so auffassen, ich freue mich über jede neue Idee, über jedes großartige Experiment, über dieses phantastische, geniale Schiff, das hier vor uns ragend auf Dock steht und nun bald zum Gebrauch von Stapel laufen wird.

Ich bin eben in seinem Bauche herumgestiegen, habe unten die komplizierten, ewig unbegreiflichen Wirrnisse von Röhren, Drähten, Zuleitern und Schaltern angesehen und steige nun die Treppe hinauf, gehe schwankend, denn die Illusion des auf dem Ozean Getragenwerdens ist zu vollendet, den langen Flur hinab. Ich schaue in die vielen einzelnen Kajüten, eine der anderen gleich wie Zellen in einem fleißigen Bienenstaat. Hier zaubert Normierung, Ausgewogenheit und Dimension das Erlebnis des Baues. Treppe neben Treppe, hinauf und hinab, verbindet immer ein oberes Zimmer mit einem tiefergelegenen, beide breitester Sonnenbahn geöffnet. Große Gemeinschaftsräume sind neben Sonnenterrassen diesem Musterschiffe eingegliedert, dem nichts weiter fehlt, als daß man es besteigt, seine Koffer in den eingebauten Schränken ausleert und nun erwartungsvoll sich hineinschiffen läßt in das Land noch nicht erprobter

Wohnmöglichkeiten, in das Land eines neuen, bewußten und zielstrebenden Geistes.« (Ilse Molzahn, in: *Schlesische Monatshefte*, 1929, Heft 7, S. 315f.)

Um dieses »Land noch nicht erprobter Wohnmöglichkeiten« kennenzulernen, haben wir – Dozenten und Studenten der Berliner Hochschule der Künste – im Mai 1990 eine Reise nach Breslau unternommen. Jenes legendäre »Wohnheim für Ledige und kinderlose Paare«, das Scharoun 1929 für die Werkbundaussstellung *Wohnung und Werkraum* entworfen hatte, wollten wir erstmals besichtigen und auch in ihm wohnen. In unserem Gepäck hatten wir Kopien der historischen Photographien des Wohnheims aus der Zeit der Ausstellung, die heute in der Sammlung Baukunst der Akademie der Künste aufbewahrt werden. Anhand der Kopien wollten wir – jeweils vom etwa gleichen Standort aus – neue aktuelle Photographien machen, um einen Vergleich zwischen 1929 und 1990 herstellen und einmessen zu können.

Die Reise nach Polen war eine lange nachklingende Erfahrung für alle, die zum ersten Mal dort waren. Nicht in irgendein Städtchen, das früher einmal deutsch gewesen ist, sind wir gefahren, sondern in eine große Stadt, die größer und in bezug auf die Baukunst wichtiger war, als wir gedacht hatten: Mendelsohn, Poelzig und Max Berg hatten bereits in den zwanziger Jahren in Breslau gebaut und Scharoun an der Staatlichen Akademie für Kunst und Gewerbe gelehrt.

Unser Bus schlängelte sich durch Vorstädte, die den Gründerzeiteinfluß von Berlin authentischer bewahrt haben als die entsprechenden ungleich größeren Stadtteile in Berlin selbst. Er überquerte Oder-Arme, fuhr an Kirchenstümpfen aus dunklem Backstein vorbei und über weiträumige Plätze mit Reihen sorgfältig restaurierter Giebelhäuser. Er kam aber auch an Märkten vorbei, auf denen die in West- und Ost-Berlin erstandenen Waren weiterverkauft wurden – Zeichen einer sich transformierenden Ökonomie, in der die erwarteten Investoren sich nicht einstellen wollen. Endlich, nach einem großen Bogen durch gepflegte Parkauen und eine riesige Siedlung aus den zwanziger Jahren, für die Scharoun eine Schule entworfen hatte, tauchte vor uns ein weiß gestrichener Komplex auf, der uns von den Photographien her vertraut war. Niemand empfing uns, doch alles hatte seine Ordnung. Nach Überwindung einiger Sprachprobleme und umständlichem Suchen nach vorbereiteten Listen konnten wir alle in den Appartements untergebracht werden.

In fast jeder Monographie über das moderne Bauen in den zwanziger Jahren wird auf das Scharounsche Wohnheim hingewiesen, werden der Grundriß oder eine photographische Ansicht der Gartenseite abgebildet. Das Gebäude

ist Teil der »Versuchssiedlung Grüneiche«, die der Deutsche Werkbund 1929 – nach dem Vorbild der zwei Jahre zuvor in Stuttgart gebauten Weißenhofsiedlung – für seine Ausstellung *Wohnung und Werkraum* (WUWA), in unmittelbarer Nähe der Jahrhunderthalle von Max Berg, hatte errichten lassen. Im Unterschied zur Stuttgarter Siedlung wollte die Breslauer auch das Problem von angemessenem Wohnraum für ledige Berufstätige und kinderlose Paare lösen. Ein Problem, das in den Großstädten der zwanziger Jahre immer größere Personenkreise betraf, denen bisher nur möblierte oder leere Zimmer, abgemietet in größeren Wohnungen, zur Verfügung gestanden hatten. Scharoun, Effenberger, Lauterbach, Rading und andere entwarfen die sieben- und dreißig Gebäude der Siedlung, die fast vollständig erhalten ist, jedoch nicht von ungefähr weniger bekannt geworden ist, weil sie im Osten Europas liegt.

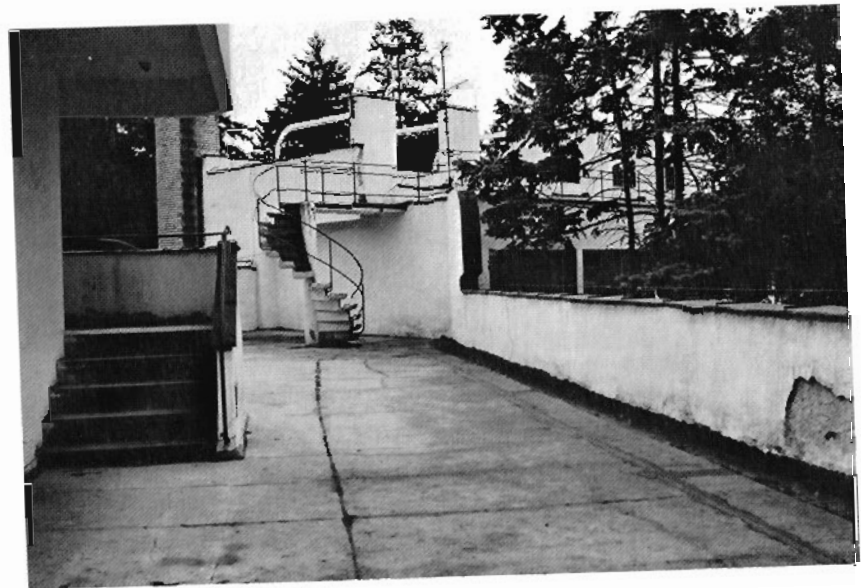
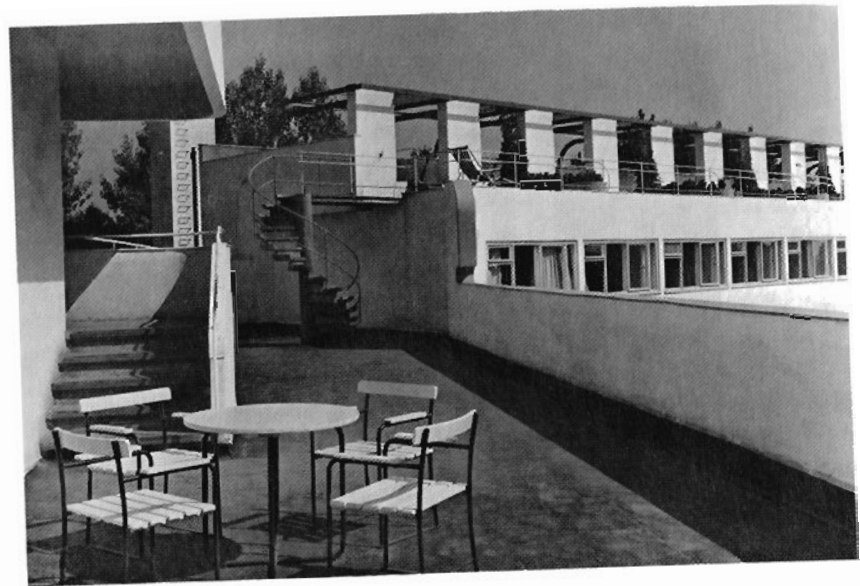
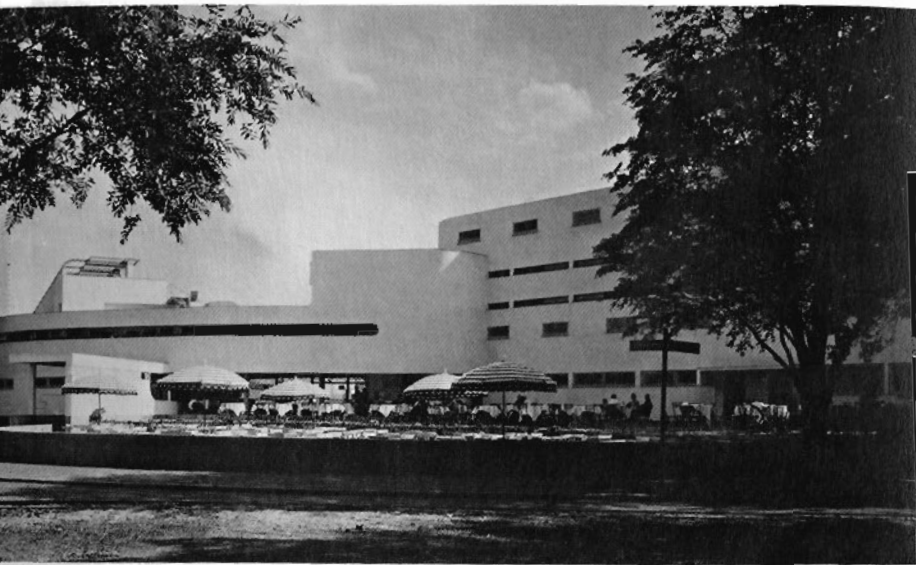
Scharoun hat sich selbst über das konzeptionelle Vorbild zu seinem Wohnheim geäußert: »[...] In den Zeiten der internationalen Verflechtung und einer gewissen Saturiertheit war es ja so, daß das Hotel nicht mehr nur dem Zweck der Beherbergung des Reisenden diene. In Hotels wohnte vielmehr bereits eine bestimmte Art Mensch dauernd. Das Hotel war als eine Form des Wohnens entdeckt. Es lag darin auch sowohl ein Bekenntnis zur Anonymität der Großstadt, als auch ein Bekenntnis zum Weltbürgertum und damit ein Bekenntnis zu einem erweiterten Heimatbegriff, dem selbstverständlich nur eine besondere Art Mensch gewachsen war. Alles dieses drückte sich in der repräsentativen Haltung des Hotels analog aus: Die Repräsentation der Hotelhalle, die straßenähnlichen Korridore waren wichtiger als die Selbständigkeit aneinandergereihter Kleinstwohnungen.

An diesem Punkte setzte ich ein. Ich wollte einen Ausgleich in dem Kräfte-Verhältnis zwischen dem Repräsentativen – mehr Äußerlichen – und dem – auch seelischen – Wohnwert der Appartements, ohne daß das Anonyme, das weltoffene Wohnen – wie in einem Hotel – verloren ging. Die Hotelzimmer sollten daher trotz möglichst geringer Wohnfläche die selbständige, organhafte Wirkung einer Kleinstwohnung bekommen, denen genügend weiträumige Gemeinschaftsanlagen gegenüberstehen sollten.« (Vorlesung vom 28.4.1950 in der TU Berlin, zitiert nach: *Schriftenreihe der Akademie der Künste*, Bd. 10, Berlin 1974, S. 88)

Das Wohnheim hat 32 Einbett-Appartements mit 27 qm Nutzfläche und 16 Zweibett-Appartements mit 37 qm Nutzfläche, Gemeinschaftsräume und ein Restaurant, Räume, die den Bewohnern die Annehmlichkeiten eines Hotels

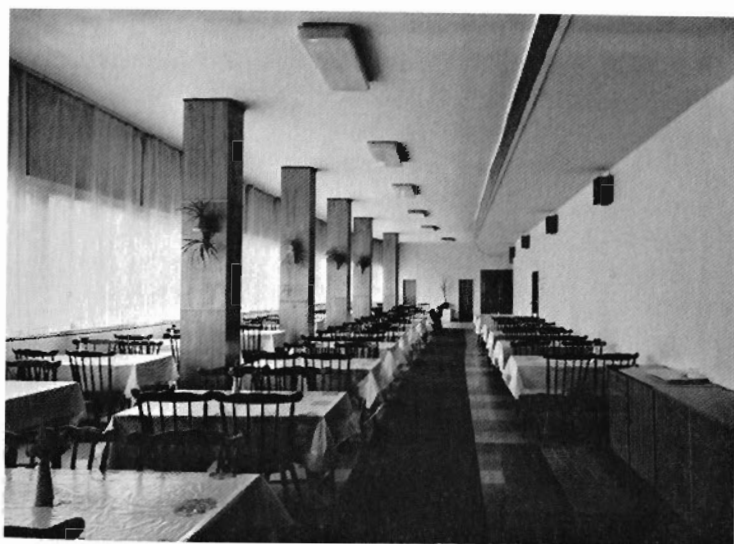


Die Nordwestseite des Wohnheims zum Park  
(oben: 1929, unten: 1990)



Südwestseite vom Garten her gesehen

Die Dachterrassen



Das Restaurant

bieten. Ein Bericht aus dem Ausstellungsjahr 1929 erklärt den inneren Aufbau der Wohnungen: »Jede Klein-Wohnung hat einen durch Rolljalousie verschließbaren Küchenschrank mit elektrischem Kocher, Aufwaschbecken und Vorrats-Abteil. Frühstück und Abendbrot können also in der eigenen Wohnung bereitet werden. Das Aufbau-Prinzip ist zwar etwas kompliziert, aber es hat seine Annehmlichkeiten: von einem Korridor aus werden zwei Geschosse erschlossen, d. h. man gelangt von einem gemeinschaftlichen Korridor aus in einen kleinen Flur, welcher als Ablage dient, steigt von da aus über ein paar Stufen hinauf in den Wohnraum (bzw. wenn man im Erdgeschoß wohnt, hinunter) und gelangt über ein paar weitere Stufen, am Bad mit Toilette vorbei, in den Schlafraum, welcher über (bzw. im Erdgeschoß unter) dem Korridor liegt. Auf diese Weise ist erzielt, daß jede Wohnung durch die ganze Gebäudetiefe hindurchreicht. Eine vom Korridor unabhängige Querlüftung ist möglich. Die Baderäume liegen zwischen Schlaf- und Wohnraum und werden über Dach entlüftet, desgleichen die Küchenschränke. Im Schlafraum ist eine Wand mit eingebauten Schränken besetzt. Zur Unterbringung aller Habseligkeiten des Bewohners ist reichlich Raum vorhanden.« (Aus: *Innendekoration*, 1929, November-Heft, S. 431)

Das lange, geschwungene Gebäude des Wohnheims liegt am Rande eines Parks und gliedert sich in drei Abschnitte: in der Mitte die Halle mit den Treppen zu den Korridoren der beiden Flügel; in dem kürzeren Flügel sind die größeren Appartements untergebracht, im Erdgeschoß ist das Restaurant; im längeren Flügel liegen die kleineren Wohnungen mit dem Sonnendeck auf dem Dach. Die Beleuchtung, die Schiebefenster, die Handläufe und die Farben, alles ist durchdacht gewesen. Zur ursprünglichen Farbgestaltung – die wahrscheinlich von Scharoun selbst stammt – findet sich nur ein Hinweis in der Literatur: »Der notwendigen puritanischen Strenge des Mobiliars gibt die kräftige und bewegte Farbgliederung freundlich-hellen Rahmen. Die Halle ist ganz auf ein tiefes Blau gestellt, in das die blanken Stahlrohrsessel silberne Reflexe werfen. Im Restaurant dominiert Rot in vielen Tönen. Und es ist dieser Bau, der in Farbe, Linie und Komposition die dynamische Tendenz am eindringlichsten fühlbar macht.« (Edith Rischkowsky, in: *Innendekoration*, 1929, November-Heft, S. 410)

Im Archiv der Berliner Akademie findet sich, datiert 1930, ein Exposé von Scharoun über die künftige Nutzung des Wohnheims als Hotel für Dauergäste. Auf einer Postkarte aus späteren Jahren firmiert das Haus als privat geführtes »Park-Hotel«. Wie das Haus die Kämpfe um Breslau 1945 überstanden hat, war nicht zu erfahren, wohl aber, daß es bis 1955 als Tourist-Hotel gedient hat. Da-

nach wurde im Garten eine Schulungsstätte für Arbeitsschutzinspektoren in der polnischen Industrie gebaut und das Hotel als Heim für die Lehrgangsteilnehmer angegliedert. 1970 ist die Werkbundsiedlung unter Denkmalschutz gestellt und der Scharoun-Bau restauriert worden. Die Vergleiche zeigen auf der einen Seite den ursprünglichen Zustand, auf der anderen Seite die Restaurierung von 1970 und die Veränderungen seither. Ausstattung und Mobiliar sind verloren gegangen, die Dachterrassen können nicht mehr benutzt werden. Das Restaurant ist heute Speiseraum des Wohnheims, die Halle zur Straße durch den Einbau einer kleinen Kantine geschlossen. In den Appartements stehen heute nicht mehr ein und zwei Betten, sondern drei und fünf, die Schrankküchen sind ausgebaut, die Bäder haben andere Objekte bekommen, und die Fenster sind mit doppelter Verglasung versehen. Aus den Büschen sind Bäume geworden, die den Bau zum Teil verdecken. Trotz dieser nachkriegsbedingten Spuren fasziniert der Bau bis auf den heutigen Tag. Noch ist das Wohnheim in Betrieb, doch niemand weiß, wie es weitergehen soll, Unsicherheit bei allen, die dort arbeiten.

Das Probewohnen in dieser Inkunabel einer abgebrochenen Moderne hat sowohl eine heimliche Aktualität – denn wer von den Studentinnen und Studenten wollte nicht in einer vergleichbaren Einrichtung wohnen – als auch eine unheimliche, denn Berlin ist der Ort, an dem die Atomisierung der gesellschaftlichen Zelle inzwischen am weitesten fortgeschritten ist, ohne daß sich »ein neuer, bewußter und zielstreber Geist« bisher konstruktiv gezeigt hätte. Gerade in den innerstädtischen Gebieten um den Tiergarten herum sind unter den 1987 gezählten Haushalten über 60 Prozent Einpersonen-Haushalte, ohne daß der Wohnungsbau dem mit entscheidend neuen Formen entsprochen hätte. Gerade die Aufgabe, für nichtfamiliale Haushalte neue finanziell vertretbare

Unterkunftsformen zu entwerfen, stellt sich damit in einem ganz anderen Maßstab. Das Breslauer Wohnheim von Scharoun steht richtungweisend am Anfang dieser Entwicklung.

Die Ausstellung wurde vom 29. Juni bis  
Juli 1990 zur Mitgliederversammlung  
der Akademie der Künste  
im Foyer der Akademie gezeigt.

Zur Entstehung der Sektion Musik  
in der Preußischen Akademie der Künste  
Dokumente und Briefe von  
Zelter, Goethe, Schiller, Humboldt  
und Friedrich Wilhelm III.

Zelter an Goethe

1. May 1804

Mein Aufsatz an den Minister von Hardenberg wäre schon in Ihren Händen, wenn ich die Zeit hätte nehmen können ihn rein abzuschreiben, und so schicke ich Ihnen eine Abschrift meiner Frau, von der Originalschrift die ich eingereicht habe, und die ich mir sobald als möglich zurück erbitte, indem ich sie vielleicht nothwendig brauchen dürfte. Erfolgt ist noch nichts darauf – wie denn vielleicht nichts erfolgt. Es ist aber zu wissen nöthig, daß diesem Aufsatze ein Schreiben an den Minister vorhergeht, worin die zwey Fragen des Ministers erörtert waren: wie eine Kunstakademie auf Manufactur und Gewerbe Einfluß haben könne? und wie die Akademie an und für sich vervollkommt werden könne? Meine Eingabe an den Minister besagte: daß das Letzte zuerst seyn müßte, wenn das Erste erfolgen solle, und also die Künstler vollkommen gute Meister seyn müßten, wenn sie überhaupt wirken wollten; daß alle Künste in der Akademie zugleich angebaut werden müßten, und daß bey unserer Akademie Eine Kunst (die Musik) gänzlich fehle indem sie nicht wissenschaftlich angebaut würde; daß darüber viel Nützlichliches zu sagen wäre wenn es mir erlaubt wäre u. s. w. Darauf antwortete mir der Minister sehr gnädig und ersuchte mich meine Gedanken zu entwerfen, und so entstand der anfolgende Aufsatz.

Es ist mir überaus wichtig Ihre Meynung darüber zu erfahren, und Ihre Worte sollten mir goldne Worte seyn. [...]

Goethe an Zelter

13. July 1804

Ihr Aufsatz, verehrter Freund, hat mir und einigen Eingeweihten, denen ich solchen communicirt, viel Vergnügen gemacht, ja er hat uns erbaut und wir sind in unserer Überzeugung vom Guten und Rechten gestärkt worden. Er ist ganz aus dem Grunde des Charakters und Talents hervorgegangen und muß auf einigermassen empfängliche Gemüther die lebhafteste Wirkung hervorbringen.